

MÜNCHENER  
UNIVERSITÄTSREDEN

NEUE FOLGE HEFT 44

---

**Wertbegriffe im antiken Rom -  
ihre Geltung und ihr Absinken zum Schlagwort**

von  
CARL BECKER

---

MAX HUEBER VERLAG  
MÜNCHEN



CARL BECKER

## Wertbegriffe im antiken Rom - ihre Geltung und ihr Absinken zum Schlagwort

Rede bei der Übernahme des Rektorats der Universität München

am 25. November 1967

MAX HUEBER VERLAG MÜNCHEN

Hueber-Nr. 9044

1. Auflage 1967

© 1967 by Max Hueber Verlag, München

Druck: Akademische Buchdruckerei F. Straub, München

Printed in Germany

## Hochansehnliche Festversammlung!

Dem Herkommen nach hält der neue Rektor bei der feierlichen Übernahme seines Amtes, im Anschluß an den Rechenschaftsbericht seines Vorgängers, eine Rede aus seinem Fachgebiet, die sich zugleich an die ganze akademische Öffentlichkeit wendet. Auf diese Weise werden bei der akademischen Feier zunächst die Leistungen der Universität im vergangenen Jahr, ebenso aber auch ihre Aufgaben, ihre Sorgen und Nöte sichtbar, denen sich der neue Rektor, an die Arbeit seines Vorgängers dankbar anknüpfend, mit aller Kraft zuzuwenden hat. Auch können dabei, wie es eben in der Rede des Herrn Prorektor geschehen ist, grundsätzliche Fragen zur Sprache kommen, mit denen sich die Universität in ihren verschiedenen Gremien befaßt. Im zweiten Teil der Feier aber soll wenigstens etwas von dem vergegenwärtigt werden, was den eigentlichen Gehalt der Arbeit an der Universität ausmacht und worauf alle äußeren Veränderungen und Verbesserungen hingeorndet sind. Da dem Turnus nach die verschiedenen Fakultäten den Rektor stellen, kann so zumindest in kleinen Ausschnitten die Vielfalt in Thematik und Methode der wissenschaftlichen Arbeit an unserer Universität nach und nach in Erscheinung treten. Das hat seinen guten Sinn. Denn wenn die Universität sich heute hinsichtlich ihrer Struktur, ihrer Arbeitsweise, hinsichtlich des Verhältnisses ihrer einzelnen Glieder zueinander, in mannigfache Diskussionen hineingezogen findet und eine öffentliche Resonanz hat wie nie zuvor, wenn die programmatischen Erklärungen einander fast jagen und gelegentlich der Eindruck erweckt wird, als gäbe es Lösungen, die gleichermaßen für alle Fakultäten oder innerhalb einer Fakultät für alle Fächer gälten und als käme es bei einer akademischen Veranstaltung wie der Rektoratsübergabe auf eine Art »Regierungsprogramm« an, als würde nicht von dem neuen Rektor weitergeführt, was längst in Gang gekommen ist, dann tritt bei alledem in den Hintergrund oder schwindet ganz aus dem Blick, wieviel Arbeit (in wissenschaftlicher Forschung ebenso wie im Lehren) an den Universitäten im stillen unablässig geleistet wird — Arbeit, die ihrem Wesen nach keine Schlagzeilen zu machen vermag, die aber für Lehrende und Studierende den Kern der Universität bildet und auf die alle Reform, die nicht Selbstzweck wird, bezogen ist.

Doch ist es hier nicht darum zu tun, einige Begriffe aufzugreifen und auf ihren Ursprung zurückzuführen, die in der Universitätsdiskussion unserer Tage ständig wiederkehren und die für manche schon zu einer Art Glaubensbekenntnis geworden sind, für manche auch als Deckmantel anderer, an der Universität vorbeizielender Bestrebungen dienen und dann zu bloßen Schlagworten werden. Auf solch unmittelbare Anwendung des Themas »Wertbegriffe im antiken Rom — ihre Geltung und ihr Absinken zum Schlagwort« kommt es nicht in erster Linie an.

An einer abgeschlossen vor uns liegenden, überschaubaren Entwicklung, wie wir sie im Rom der Antike vor Augen haben, soll etwas von den Möglichkeiten des Sprachgebrauches, von der Bedeutung und auch der Gefahr des Verwendens hoher Begriffe herausgehoben werden. Das bietet die Möglichkeit, einige Grundtendenzen und Fragestellungen der lateinischen Philologie wenigstens zu streifen; vielleicht zeigt sich auch, daß die römische Welt nur scheinbar ganz fern ist.

Die Erörterung soll ausgehen von einer Begebenheit aus dem Jahre 62 n. Chr. Der Philosoph Seneca, der Hilfe seiner Freunde beraubt und in seinem Einfluß längst zurückgedrängt, verzichtete damals endgültig auf politisches Wirken und entschloß sich, künftig nur noch seinen philosophischen Studien zu leben. Diese Abkehr Senecas vom öffentlichen Leben hat Tacitus (Annales 14, 53—56) zu einem großen Gespräch zwischen dem Philosophen und dem Kaiser Nero, Senecas früherem Schüler, ausgestaltet. In aller Form sucht da Seneca bei Nero um eine Audienz nach; sie wird ihm gewährt, und in zwei großen Reden tragen Philosoph und Kaiser ihre Ansichten vor. Seneca dankt dem Kaiser für alle Gunst, die er ihm während der vergangenen Jahre in überreichem Maße, weit über alles Verdienst hinaus, habe zuteil werden lassen; nichts anderes gehe seinem Glück jetzt noch ab, als daß er davon maßvoll Gebrauch mache. Was der Kaiser einem Freund gewähren kann, was ein Freund vom Kaiser empfangen darf, habe längst sein volles Maß erreicht. Auch der Kaiser Augustus habe einst seinen Freunden die Erlaubnis gegeben, sich in die Stille, ja in weite Ferne zurückzuziehen; Gleiches erbitte er für sich, der dem Kaiser so viel weniger habe bieten können als jene Gefährten dem Augustus. In seiner Antwort geht Nero Zug um Zug auf die einzelnen Gedanken dieser Rede ein — mit dem Bekenntnis beginnend, daß er die Fähigkeit zu solch rascher Antwort niemand anderem als eben seinem Lehrer Seneca verdanke. Noch längst habe er ihm nicht den gebührenden Dank für alles abgestattet — denn niemand sei ihm teurer als Seneca, und von Rechts wegen sollte niemand größere Güter haben als dieser. Wenn Seneca aus der Ethik den Maßgedanken herangezogen hatte (*moderatio, mensura*), so argumentiert auch Nero vom Ethischen her — wie könne ein so weiser Mann wie Seneca eine Handlung vorschlagen, die ihm selbst Ruhm, dem Freund aber (denn die Freundschaft kann von seiten des Kaisers nicht nachdrücklich genug unterstrichen werden) nur Schande, üble Nachrede bringe! Auch die Beispiele aus der Vergangenheit weist Nero zurück; jene Freunde des Augustus seien weit älter gewesen als Seneca jetzt, überhaupt sei das damalige Verfahren mit dem jetzt von Seneca vorgeschlagenen nicht vergleichbar. In jedem Punkt ist damit Senecas Beweisführung zurückgewiesen; die Rede des Kaisers könnte nicht höher greifen und die Ergebenheit gegenüber seinem Lehrer, den Willen diesen bei sich zu behalten, nicht stärker ausdrücken. Unter Wahrung aller Formen wird die Audienz abgeschlossen: »Diesen Worten fügt der Kaiser Umarmung und Küsse hinzu . . .; Seneca spricht, wie es sich für das Ende aller Unterredungen mit dem Herrscher gebührt, seinen Dank aus.« So ist bis in die letzte Nuance hinein das Zeremoniell eingehalten. Im äußeren Ablauf des Geschehens aber ist die Folge dieser Unterredung, daß

Seneca von diesem Augenblick an seine ganze Lebensführung ändert, daß er alles beseitigt oder einschränkt, was auf äußeren Einfluß hinweist (Empfänge am Morgen, Begleitung durch Klienten, sogar das bloße Auftreten in Rom); er ist von diesem Augenblick an ausgeschaltet. Mit einer ganz knappen, entscheidendes Geschehen lapidar zusammenfassenden Wendung: »nach der Zerschmetterung Senecas« (*perculso Seneca*), geht Tacitus zur Schilderung anderer Ereignisse des Jahres über — von Seneca ist nicht weiter die Rede.

Worin liegt das Eindrucksvolle, das zugleich Unheimliche dieser taciteischen Szene? Die sprachliche Meisterschaft, so groß sie ist, hebt den Abschnitt nicht vor anderen heraus; auch die Form des Redenpaares ist zwar in den ungewöhnlichen Zusammenhang einer Audienz gerückt, aber sie ist doch so althergebracht, daß sie für sich allein kaum besondere Wirkung besitzt. Wichtiger schon ist es, daß diese Audienz nur der letzte Akt eines seit langem ablaufenden Dramas ist, der Abschluß der unaufhaltsamen, von vielen Seiten her vorbereiteten Entmachtung Senecas — durch den Zusammenhang rückt die Szene in besondere Bezüge. Aber was an ihr eigentlich fasziniert und in Bann schlägt, ist etwas anderes. Im großen ist es der Gegensatz zwischen dem ganzen Zeremoniell, das aufs peinlichste gewahrt wird, auf der einen, der brutalen Gewalt, die gleichzeitig am Werk ist und an den gegebenen Machtverhältnissen keinen Zweifel läßt, auf der anderen Seite. Dem entspricht im einzelnen, daß hier Begriffe und Vorstellungen benutzt werden, die einstmals Höchstes bedeuteten: Freundschaft und Liebe (*amicitia, caritas*), dankbare Verbundenheit (*gratia*), Maß und Grenze; dazu gehört auch die Berufung auf Beispiele früherer Zeit — *exempla* spielen im römischen Leben, in römischer Geschichte von jeher eine große Rolle. Das alles aber ist jetzt bloße Fassade geworden; es dient zur Verbrämung gnadenlos ausgeübter Macht und steht zur Wirklichkeit in unheimlichem, erschreckendem Gegensatz. Was einst höchste Werte bezeichnete, ist bloßes Schlagwort in einem heimtückischen politischen Spiel geworden; der Kaiser, der gegenüber seinem Lehrer, gegenüber dem Staat, gegenüber der Vergangenheit die ehrenvollste Gesinnung zur Schau trägt, ist »seinem Wesen und seiner Gewohnheit nach darin geübt, Haß mit trügerischen Schmeicheleien zu verhüllen«.

Sobald wir uns an diese Seite halten, rückt die Szene in weitere Zusammenhänge und führt zu einer Reihe von Fragen, die den Historiker Tacitus, darüber hinaus aber Erscheinungen der ganzen römischen Sprache und Literatur und damit Probleme der klassischen Philologie betreffen. Bei Tacitus zieht sich die Frage, wie weit politische Vorgänge ihre richtigen Bezeichnungen besitzen, wie oft und in welchem Maße statt dessen propagandistische Verhüllungen den wahren Kern verbergen, durch sein ganzes Werk hindurch. Dabei schöpft Tacitus nicht nur aus den leidvollen Erfahrungen seiner eigenen Zeit, einer Epoche, in der jahrelang brutale Unterdrückung herrschte und kein freies Wort gesagt werden konnte; wenn er in solcher Weise die Verzerrung, den Mißbrauch hoher Wertbegriffe heraushebt, steht er in einer literarischen Tradition, die über sein unmittelbares Vorbild Sallust bis zu Thukydides zurückreicht. Die Frage, wie weit die römische

Literatur die griechischen Vorbilder lediglich nachgeahmt, wie weit sie darüber hinaus in Form und Gehalt neue Elemente eingeführt und unter ihren besonderen Gegebenheiten etwas Neues, Eigenes geschaffen und wie die nachklassische Zeit daran wiederum angeknüpft hat, taucht in diesem Zusammenhang vor uns auf; die latinistische Forschung hat sich mit ihr etwa seit Beginn unseres Jahrhunderts eingehend befaßt und dabei große römische Literatur vielfach erst wieder erschlossen. Noch ein weiterer Aufgabenkreis der Latinistik begegnet hier: immer größeren Raum hat in ihr die Herausarbeitung römischer Wertbegriffe eingenommen — der *Thesaurus linguae Latinae*, einst von Eduard Wölfflin gegründet und ein besonderer Stolz der Münchener Wissenschaft, ist dafür das entscheidende Arbeitsinstrument geworden. Bei unserer Betrachtung, die sich notwendigerweise auf einige Punkte beschränken muß, werden diese verschiedenen Fragestellungen: Gesamtwerk des Tacitus, Zusammenhang griechischer und römischer Literatur, Bedeutung römischer Wertbegriffe, im Auge zu behalten sein, wobei der letzteren die größte Bedeutung zukommt.

Wie erwähnt, muß die Betrachtung bei Thukydides einsetzen. In einer allgemeinen Erörterung darüber, welche entsetzliche Folgen im Peloponnesischen Krieg, im letzten Drittel des fünften Jahrhunderts v. Chr., die Kämpfe der Bürger gegeneinander hatten, legt er dar, wie es zu einer Perversion aller natürlichen Verhältnisse gekommen sei (3, 82 f.). Dabei spricht er nicht nur davon, wie sich die naturgegebenen Bindungen lösten, wie die Verwandten, die Freunde einander in heimtückischer Weise zu Fall zu bringen suchten, sondern in diesem Überblick geht er auch auf das Schicksal der einzelnen Begriffe ein: »Auch die vertraute Bedeutung, die Einschätzung der Worte vertauschten sie bei der Anwendung und Beurteilung der Dinge« (3, 82,4 καὶ τὴν εἰωθυσίαν ἀξίωσιν τῶν ὀνομάτων ἐς τὰ ἔργα ἀντήλλαξαν τῇ δικαιοσύνῃ). Darauf folgt eine Reihe von Beispielen; die begrifflichen Erörterungen führender Sophisten der Zeit mögen mit hereinwirken: »Unverantwortliche Kühnheit wurde als von Freundesliebe bestimmte Tapferkeit angesehen, bedachtsames Zaudern dagegen als eine das Decorum wahrende Feigheit, Mäßigung (oder Besonnenheit: τὸ σῶφρον) als Vorwand für unmännliches Gebaren. Wer überall wohlbedacht sein wollte, galt überall als träge; verzücktes Draufgängertum dagegen wurde auf mannhafte Anlage zurückgeführt ... usw.«

Die Beispiele machen deutlich: die Sprachverkehrung geht in jede Richtung; alle Dinge sind von ihrem natürlichen Platz verrückt. In der Reihe dieser Beispiele erscheinen sowohl positive Handlungen, die man nun mit abwertenden Ausdrücken belegt, als auch das Umgekehrte. So gilt diese Analyse den Erscheinungen in sämtlichen Bereichen — in einer umfassenden und durchdachten Weise, wie es nie wieder begegnen wird. Es ist die schärfste, zugleich von Bitternis, von Schmerz erfüllte Diagnose solcher Begriffsverwirrung, die sich vorstellen läßt. Dabei wird der Wandel im Sprachlichen nicht isoliert; er steht in einer Linie mit den anderen Verzerrungen, die jene Bürgerkämpfe hervorriefen.



Der Abschnitt des Thukydides ist in der Antike berühmt geworden; wir halten uns hier nur an die Nachwirkung bei Sallust, im ersten Jahrhundert v. Chr. Dieses Jahrhundert ist für römische Begriffe von besonderer Bedeutung gewesen, im Positiven wie im Negativen. Auf der einen Seite wurde die Sprache der Römer dadurch mannigfach bereichert, daß Autoren wie Lucrez und vor allem Cicero die hellenistische Philosophie in Rom heimisch machten. Dabei wurden nur in wenigen Fällen neue Wörter gebildet, neue Termini geprägt; im allgemeinen ging die Aneignung — so wie es sich im vergangenen Jahrhundert angebahnt hatte — in der Weise vor sich, daß die alten römischen Begriffe durch die Angleichung an die griechischen, vielmehr durch die Gleichsetzung mit ihnen, eine neue Dimension gewannen. Als ein Beispiel sei nur herausgehoben, wie in den alten *virtus*-Begriff («Mannhaftigkeit, Tugend») die hellenistischen Reflexionen über die ἀρετή eingingen und damit der Begriff eine ganz andere Tiefe erhielt. Aber eben dieses Jahrhundert ist zugleich im politischen Bereich von Anfang an, bis zur endgültigen Eroberung der Macht durch den einen Herrscher, Augustus, durch fast pausenlose innenpolitische Auseinandersetzungen und Bürgerkriege gekennzeichnet. Dabei sind hohe Begriffe wie *libertas* oder *pietas* in einem Ausmaß angewandt und mißbraucht worden, das sie aufs schwerste in Mißkredit bringen mußte. Eines der Ziele der großen Autoren unter Augustus (Horaz, Virgil, Livius) ist es dann gewesen, im Zuge der allgemeinen Restauration auch diesen Begriffen wieder ihren einstigen Wert zurückzugeben (*iam Fides et Pax et Honos Pudorque priscus et neglecta redire Virtus audet* — im *Carmen saeculare* des Horaz vom Jahre 17 v. Chr.).

In diese politischen Wirren des Jahrhunderts ist Sallust hineingerissen worden; ja, er hat sich leidenschaftlich daran beteiligt, bis nach der Ermordung Cäsars für ihn die große Ernüchterung kam. Jetzt erkannte er, was in diesen politischen Auseinandersetzungen auf dem Spiele stand; zu seiner eigenen Erfahrung kam das hinzu, was er bei Thukydides über die Wirkung von Bürgerkriegen ausgeführt fand. So wurde er zum Historiker. In seinen Monographien, im *Catilina* ebenso wie im *Jugurtha*, handhabt er die tragenden politischen Begriffe sehr behutsam; er sucht nicht nur hinter jenen politischen Einfluß, der den Gehalt dieser Worte erweitert hatte, sondern auch hinter jenen politischen Mißbrauch zurückzugehen auf die altrömische Bedeutung, und macht im übrigen deutlich, welches Schicksal diesen Begriffen widerfahren war. So läßt er in einer großen politischen Debatte (es geht um das Urteil über die überführten Catilinarier) den jüngeren Cato zu dieser Perversion der Begriffe Stellung nehmen: »Hier spricht mir nun einer von Milde und Mitleid. Längst schon haben wir die wahren Bezeichnungen für die Dinge fahren lassen: deshalb weil fremdes Gut Hinschenken Edelmut, Dreistigkeit zu schlimmem Handeln Tapferkeit genannt wird, deshalb ist der Staat in größter Gefahr« (*hic mihi quisquam mansuetudinem et misericordiam nominat. iam pridem equidem nos vera vocabula rerum amisimus: quia bona aliena largiri liberalitas, malarum rerum audacia fortitudo vocatur, eo res publica in extremo sita est. Catilina 52, 11*). Das ist im Anschluß an die vorhin

zitierten thukydideischen Sätze formuliert, geht jedoch in einer anderen Richtung. Nicht nur beschränkt sich Sallust auf wenige Beispiele (das mag sich daraus erklären, daß Thukydides einen überlegenen, allgemeinen Überblick über die Folgen der Bürgerkriege geben wollte, bei Sallust dagegen die Rede Catos ein situationsbedingtes, praktisches Ziel hat). Weit mehr kommt darauf an, daß er nicht von einer allgemeinen Verkehrung der Begriffe redet, wobei Gutes mit bösen, Schlechtes mit guten Bezeichnungen belegt werde; vielmehr tritt bei ihm einzig und allein heraus, daß verwerfliche, niedrige Verhaltensweisen mit edlen Namen bezeichnet und dadurch legitimiert werden. Und erst recht ist wichtig, daß dies nicht eine neben vielen anderen Erscheinungen ist, sondern der Grund allen Übels: »Weil wir in solcher Weise die hohen Begriffe mißbrauchen, deshalb ist der Staat in äußerste Bedrängnis gekommen.« Das ist nicht eine Radikalisierung um dieser einen Stelle willen, es soll nicht dazu dienen, die Person gerade dieses Sprechers als besonders moralistisch zu charakterisieren und womöglich in Frage zu stellen. Wie sehr dies Sallusts eigene Überzeugung ist, zeigen andere Stellen seiner Schriften, etwa die große Gegenüberstellung zwischen Cäsar und Cato, die auf diese Diskussion im Senat folgt (Catilina 54). Dabei sagt Sallust über keinen der beiden ausdrücklich etwas Negatives; nimmt man die Urteile jeweils für sich, so sind beide Gestalten untadelig. Aber wie sich Cato an jener Stelle gegen die zuvor von Cäsar beschworene *mansuetudo* und *misericordia* gewandt hatte und dabei durchblicken ließ, daß dies bloße Decknamen für verwerfliche Bestrebungen seien, ebenso verfährt Sallust bei diesem Vergleich. Hier heißt es etwa: »Cäsar erwarb sich Ruhm durch Schenken, Helfen, Verzeihen, Cato durch den Verzicht auf Bestechungen« — das *dare sublevare ignoscere* Cäsars, das zunächst so glanzvoll wirkt, erscheint durch die Gegenüberstellung unvermittelt in neuem Licht; es wird entlarvt. Die anderen Antithesen (wobei etwa den *beneficia* und der *munificentia* Cäsars die *integritas vitae* Catos gegenübertritt) weisen in die gleiche Richtung.

Sallust ist auch in größerem Rahmen so vorgegangen. So sind die Reden, die er Catilina am Anfang und am Ende der Verschwörung halten läßt, von einem Ethos erfüllt, das für sich allein starken Eindruck machen muß. Zu Beginn des Ganzen packt Catilina seine Gefährten bei ihrer Ehre, mit einem machtvollen Aufruf zur *libertas* sucht er sie mitzureißen; er spricht davon, wie es darum gehe, daß die Entrechteten, Benachteiligten, die Anständigen sich endlich ihr Recht verschaffen müssen (Catilina 20). Man spürt die Schlagworte der von Sallust miterlebten Auseinandersetzungen allenthalben hindurch. Denn bloße Schlagworte sind es — die Umgebung der Rede macht deutlich, was für niedrige, kriminelle Gefährten Catilina um sich versammelt hat und wie diese hohen Ideale nur um selbstüchtiger Interessen willen beschworen werden, wie die Herrschaft, die man an die Stelle der bisherigen setzen möchte, keineswegs von hohen ethischen Forderungen bestimmt wäre. Ähnlich steht es am Schluß des Werkes, wo Catilina eine Rede hält, die auch einem römischen Feldherrn vor einem großen Kampf Ehre machen würde (Catilina 58). Auch da werden Werte wie *libertas* oder

*patria* beschworen, und doch ist in der Erzählung längst deutlich geworden, wie es nach Sallusts Überzeugung bei dem ganzen Unternehmen um sehr anderes ging, wie der von den Catilinariern geplante Umsturz dazu dienen sollte, sich zu bereichern, Rache zu üben und nicht etwa eine Herrschaft des Guten zu errichten. Wären diese Reden für sich allein, ohne den Zusammenhang mit der umgebenden Erzählung, auf uns gekommen, so wäre es schwer, sich dem Eindruck der heroischen Entschlossenheit, des Freiheitsgeistes, des Willens zum hohen Ideal zu entziehen. Erst aus dem Zusammenhang wird deutlich, wie dies alles in den Dienst einer verbrecherischen, für Rom höchst gefährlichen Bestrebung gestellt ist; die einst mit hohem Gehalt erfüllten Worte werden zu demagogischen Bestrebungen mißbraucht.

Wir übergehen die folgende Epoche, lassen damit auch die Frage beiseite, wie Livius mit diesem Problem zurecht gekommen ist, wie weit er den Mißbrauch, den Verschleiß solcher Begriffe erkannt hat, und wenden uns dem Sallustbewunderer und Sallustnachfolger Tacitus zu. Diese Nachfolge beschränkt sich nicht auf die Übernahme einzelner stilistischer oder sonstiger formaler Elemente; bei unserem Gesichtspunkt läßt sich das besonders gut fassen. Dabei ist freilich zwischen den einzelnen Phasen der taciteischen Geschichtsschreibung zu unterscheiden. Wir betrachten zunächst die Monographien vom Ende des ersten Jahrhunderts n. Chr. (vom Jahre 98), die unter dem Eindruck der Befreiung, des tiefen Aufatmens nach der Beseitigung Domitians verfaßt sind — d. h. nach einer Zeit, in der weder das Sprechen noch das Hören frei war, in der den Menschen sogar die Fähigkeit der *memoria* entrissen worden wäre, »wenn es ebenso sehr in unserer Macht stünde zu vergessen wie zu schweigen« (im Proömium des *Agricola*). Hier tauchen Hinweise auf den Mißbrauch großer Worte mehrfach auf. Da wird etwa über die Eroberung Britanniens gesprochen: man bringe den Unterworfenen römische Kleidung, führe sie ein in römische Formen sich zu vergnügen, Gelage abzuhalten — »und das hieß bei den Ahnungslosen Zivilisation, während es doch ein Teil der Unterjochung war« (*idque apud imperitos humanitas vocabatur, cum pars servitutis esset*. *Agricola* 21). Der *humanitas*-Begriff, im römischen Leben von früh an bedeutsam, wenn auch zunächst nicht philosophisch durchdacht, und dann immer mehr erweitert — hier wird er als reines Mißverständnis, ja (von der anderen Seite her) als propagandistische Verhüllung von Unterdrückungsmaßnahmen aufgedeckt. In der gleichen Schrift *Agricola* steht eine Rede des Anführers der Britannier (nach sallustischem Vorbild, doch ist eben die terminologische Bemerkung erst von Tacitus hinzugefügt). Er erklärt, die Römer seien unersättlich in ihrer Machtgier; »Wegreißen, Hinmorden, Ausrauben bezeichnen sie mit falschem Begriff als Herrschen, und wenn sie eine Einöde schaffen, nennen sie es »Frieden« (*auferre trucidare rapere falsis nominibus imperium, atque ubi solitudinem faciunt, pacem appellant*. *Agricola* 30). Dieses letzte Urteil muß man mit der Horazstelle vergleichen, die von der Wiederkehr der Pax gesprochen und sie gefeiert hatte! Unmittelbar danach spricht dieser Britannier davon, daß die Römer seinem Volk unter ehrenvollen Bezeichnungen

schlimmste Schmach antun — *coniuges sororesque etiam si hostilem libidinem effugerunt, nomine amicorum atque hospitem polluuntur* (Agricola 31). Die Propaganda des römischen Imperialismus ist nie schonungsloser entlarvt worden. Eine ähnliche Verwirrung der Begriffe — freilich von geringerem Gewicht — stellt Tacitus auch bei den Germanen einmal fest. Ihre Leidenschaft beim Würfelspiel gehe so weit, daß ein Verlierer beim letzten Wurf seine Freiheit aufs Spiel setze und dann, habe er auch dabei verloren, willig dem Sieger in die Knechtschaft folge — so weit geht die Starrheit, der Eigensinn; sie selbst aber sprechen von Treue zum gegebenen Wort (*ea est in re prava pervicacia, ipsi fidem vocant*. Germania 24). An solchen Stellen der frühen Monographien ist die Erleichterung des Autors zu spüren, daß er Derartiges nach der langen Zeit erzwungenen Schweigens aussprechen, es enthüllen und allenthalben solche Erscheinungen aufspüren darf.

In den späten, großen Werken des Tacitus aber — den Historien und den Annalen — steht es anders. Gewiß finden sich auch da Beispiele dafür, wie er auf den Sprachgebrauch achtet und aus solchen Beobachtungen weitreichende Schlüsse zieht (etwa daraus, daß man in seiner Zeit nicht mehr von *oratores*, sondern nur noch von *rhetoires* spreche: Dialogus 1); vielleicht ist ihm in der römischen Literatur nur noch der christliche Autor Tertullian, in Stil und Denkweise ihm auch sonst nahe verwandt, hierin an die Seite zu stellen. In den Annalen etwa ist mehrfach von den *honesta nomina* die Rede, mit denen Niedriges bemäntelt wird (z. B. 14, 21). Oder es wird einmal auf den Mißbrauch des *libertas-* (11, 17), ein andermal auf den des *pax*-Begriffes verwiesen (14, 39 *honestum pacis nomen segni otio imposuit*); weitere verwandte Stellen ließen sich beibringen. Aufs Ganze gesehen aber sind solche Bemerkungen erstaunlich selten; es gibt Bücher in diesen Geschichtswerken, in denen Derartiges völlig fehlt. Freilich ist nicht auszuschließen, daß in den verlorenen Teilen der historischen Werke (wir besitzen nur ungefähr die Hälfte dessen, was Tacitus geschrieben hat) solche Feststellungen häufiger vorgekommen sind. Aber die verlorenen Bücher waren schwerlich anderer Art als die vorliegenden; die Art, wie sich Tacitus jetzt zu diesem Mißbrauch großer Worte, zu dem Operieren mit Schlagworten stellt, muß aus dem erhaltenen Werk deutlich werden.

Da zeigt sich: Tacitus hat jenen Mißbrauch erhabener Begriffe dadurch eindrucksvoll zur Geltung gebracht, daß er schlicht diese Worte nennt und sie nicht eigens kommentiert. So berichtet er einmal von einem Volksstamm, der sich gegen die Römer wehrt und sich dabei Hilfstruppen sucht: »wobei die hinzugenommen wurden, die unseren Frieden fürchteten« (*additisque qui pacem nostram metuebant*. Annales 12, 33). Was der »römische Friede« bedeutet, war im *Agricola* mit *solitudo*, »Einöde«, ausdrücklich charakterisiert worden; jetzt wird es unausgesprochen gelassen, der Leser soll es von sich aus ergänzen.

Hier ordnet sich nun auch das Gespräch zwischen Seneca und Nero ein, von dem unsere Betrachtung ausgegangen ist. Wie bei den Catilina-Reden Sallusts gilt auch für diese Szene: wäre die Rede, mit der Nero den Rücktrittswunsch

Senecas von sich weist, für sich allein erhalten, man müßte vor der Gesinnung des Kaisers höchste Achtung haben. Aber in der Atmosphäre des Kaiserhofes, wie sie in den Annalen-Büchern gegenwärtig wird, ist nichts mehr im Wortsinn zu nehmen; zwar wahrt man äußerlich aufs strengste die Formen, aber innerlich hat man sich von dem ursprünglich Gemeinten weit entfernt. Das gilt freilich nicht nur für einzelne Termini; was an diesen sichtbar gemacht wird, trifft auch auf die Institutionen der Vergangenheit, der römischen Republik, selbst zu, die Augustus mit genialem Griff hatte fortbestehen lassen (wie den Senat), die aber neben den eigentlichen Machthabern ein bloßes Schattendasein führten. Die Vergiftung der ganzen Atmosphäre, die innere Unwahrheit — das soll als Entscheidendes heraustreten. Die kurze Bemerkung über die dem Kaiser Nero eigene Heuchelei bleibt diesem Allgemeinen gegenüber untergeordnet.

Die taciteische Darstellungsweise ist also noch karger, konzentrierter geworden; Tacitus ist in diesen Werken noch hintergründiger als am Beginn seiner schriftstellerischen Laufbahn, an dem er, von dem Kontrast zur schrecklichen Vergangenheit getäuscht, sich eine kurze Zeit lang zu Hoffnungen auf die neuen Kaiser hinreißen ließ. Je weiter er in seiner Darstellung zeitlich zurückging, umso mehr erkannte er die ganze Perversion der Institutionen und der Begriffe; umso mehr aber drängte er diese Kritik, die er zunächst unmittelbar ausgesprochen hatte, zwischen die Zeilen. Eingesetzt hatte nach seiner Überzeugung der Verfall spätestens in der Zeit, als Augustus *nomine principis* (in dieser lakonischen Form wird die Art der Herrschaft charakterisiert: Annales 1, 1) die Macht an sich riß und mit ihr zu schalten begann.

Tacitus steht mit dieser Kraft, das eigentliche Geschehen zu erkennen und die propagandistische Umhüllung zu durchdringen, in seiner Zeit allein; schon der jüngere Plinius, der doch mit ihm in Freundschaft verbunden war, hat ohne Arg alles hingenommen und die neuen Errungenschaften gefeiert. Auf diesen Gegensatz aber ebenso wie auf die Frage der »Entwicklung« des Tacitus, wozu die stärkere Annäherung an Sallust gehört (jedenfalls in Entscheidendem, wie immer es sich mit stilistischen Einzelementen verhalten mag), sei hier nicht näher eingegangen.

Das Bild, das hier an Hand der drei Historiker Thukydides, Sallust und Tacitus nachgezeichnet wurde, bedürfte mannigfacher Ergänzung. So könnten Inschriften auf den Münzen (oder Münzbilder) den Gebrauch von Schlagworten, die Kurzlebigkeit von manchen unter ihnen, auch die mehrfache Wiederkehr zugkräftig erscheinender Parolen noch mehr veranschaulichen. Doch sei die Betrachtung auf diese Autoren beschränkt und nur noch versucht, mit der Zusammenfassung einen kurzen Ausblick zu verbinden.

In der Politik, im öffentlichen Leben scheint es nach dem Beobachteten unabweichlich zu sein, daß Werte und Wertbegriffe, die mit allem Ernst und aller Leidenschaft vertreten werden, nicht nur in falsche Hände geraten, sondern daß sie durch allzu häufiges programmatisches Verkünden auch innerlich an Kraft ver-

lieren, daß sie zur bloßen Hülle erstarren — und daß sie manipulierbar werden. Echte, lautere Überzeugung kann es erleben, wie ihr auf solche Weise ihre Gedanken entwunden und zum Deckmantel äußerer Macht, selbstsüchtiger Interessen, reiner Tyrannis gemacht werden. Die Frage drängt sich auf, ob im Laufe der Zeit nicht überhaupt — mit Gesetzmäßigkeit, mit innerer Notwendigkeit — die Begriffe verbraucht, abgenützt werden, und ob nicht für die Werte und auch für die Institutionen selbst das Gleiche gilt, vielmehr: ob sich dies nicht in den Termini nur spiegelt und für den Philologen dort besonders leicht greifbar wird. Was könnte mehr entmutigen als das Ansehen, das in der Kaiserzeit der Begriff *libertas* erhielt?

Aber solche Gesetzmäßigkeit im Schicksal einzelner Begriffe ist nicht unvermeidlich; wir würden es uns mit dieser Vorstellung zu leicht machen. Wieder können Beispiele aus der antiken Welt weiterhelfen. Schon ein Jahrhundert nach Tacitus sind manche der Begriffe, die im politischen Bereich skrupellos mißbraucht wurden, von einer neuen Seite her wieder mit Gehalt, mit Substanz erfüllt worden; sie haben dann zwar auch in der Politik ihr Eigenleben geführt, wurden aber in Entscheidendem von dem neuen Geist durchdrungen. So wie das erste vorchristliche Jahrhundert die alten römischen Begriffe mit den Vorstellungen der griechischen Philosophie erweiterte, so hat vom zweiten nachchristlichen Jahrhundert an der Einfluß der griechischen christlichen Schriften vielen dieser Begriffe eine neue Zukunft geschaffen. Das gilt etwa für *gratia*, für *amicitia*, in besonderem Maße notwendigerweise für *fides*. Dabei hat sich nicht eine »altchristliche Sondersprache« neben der lateinischen Umgangssprache herausgebildet; vielmehr drang in das geläufige Sprachmaterial ein neuer Geist ein und erfaßte immer weitere Schichten. Bei den zentralen Begriffen ist die Entwicklung vielfach so verlaufen, daß die Christen zunächst die *vera religio*, *vera fides*, *vera pietas* u. ä. den heidnischen Begriffen entgegensetzten; man wollte deutlich machen, daß erst jetzt, mit dem christlichen Glauben, das erfüllt werde, was in diesen Begriffen angelegt sei. So beobachten wir es bei den Anfängen der lateinischen Apologetik vom Ausgang des zweiten Jahrhunderts an. Solche Besinnung auf den Kern einer Vorstellung begegnet allerdings auch früher (vergleichbar ist es, wenn man in unserer Zeit — auf weniger hoher Stufe — bisweilen Begriffe durch den Zusatz »echt« aufzuwerten sucht). So hat etwa Horaz dem Scheinbild einer *virtus*, die sich zu Eigensinn, zu reinem Trotz entwickeln könne, die *vera virtus*, die zwischen den Extremen liege, entgegengehalten (epist. 1, 18, 1 ff.). Insofern liegt in dem Pochen auf *vera fides* kaum etwas Neues.

Ein entscheidender Schritt aber wurde getan, als man sich aus der anfänglichen Kampfsituation löste, als das Christentum sich nicht mehr gegen vielfache Verfolgungen Raum schaffen mußte, sondern — seiner Stellung und Anerkennung sicher — der heidnischen Welt freier gegenüberstand. Dabei ergaben sich neue Möglichkeiten für die Aneignung der alten Werte, eine Aneignung freilich, die gleichzeitig einer Umprägung — beim einzelnen Wort, bei Gedankengängen, bei ganzen Vorstellungen — Raum ließ. Bei christlichen Autoren vom Ausgang des

vierten Jahrhunderts an läßt sich diese Erscheinung beobachten. Hierher gehört etwa die Form, in der Ambrosius Gedankengänge von Ciceros Schrift *De officiis* in seine Schrift über die Aufgaben der Kleriker übernimmt, wobei er auch den heidnischen *fides*-Begriff der christlichen Welt anpaßt. Erinnert sei weiter an Prudentius, der in seiner *Psychomachia*, einem der wirkungsreichsten spätantiken Dichtwerke, die Fides auftreten läßt und dem es bei dieser und anderen Allegorien gelingt, einen großen Teil der heidnischen Assoziationen zu wahren. Noch weiter schließlich geht Augustinus, wenn er etwa das Martyrium von Christen mit den Leiden vergleicht, die einst im Ersten Punischen Krieg Regulus in Karthago erdulden mußte (Civitas Dei 5, 18). Regulus erduldet diese Qualen seiner *fides* wegen — deshalb weil er sein einmal gegebenes Wort hielt, nach Karthago zurückzukehren, falls der Gefangenenaustausch nicht vollzogen würde. Die Christen nehmen ihr Martyrium ebenfalls ihrer *fides* wegen auf sich — *fides* meint dabei freilich nichts anderes als den rechten christlichen Glauben. Aber es gelingt Augustinus, vieles von dem, was sich einstmals mit dem Begriff verbunden hatte, wiederzuerwecken und für seine Lehre lebendig zu machen. Andere Zeugnisse müssen hier beiseite bleiben; die *fides*-Beispiele zeigen, wie hier den alten Begriffen neues Leben eingehaucht und wie das Alte mit Neuem in kühner und freier Weise verschmolzen wird.

Einer eigenen Betrachtung wert wäre die Frage, ob sich diese Bereicherung der Begriffe, dieser Versuch einer Verbindung von Römischem und Christlichem im Mittelalter fortgesetzt hat; doch soll die Betrachtung nicht über die Antike hinausgehen. In der römischen Welt sollte einiges von dem Aufkommen, dem Ansehen und dem Verfall großer Werte und Wertbegriffe, von ihrem Mißbrauch in der Hand skrupelloser, machtgieriger Menschen und von ihrer Wiederbelebung durch einen neuen Geist heraustreten. Gewiß ist das hier Beobachtete nicht ohne weiteres auf die moderne Zeit übertragbar. So wie sich die einzelnen Wörter nicht einfach übersetzen lassen, so kann man auch keine schematischen Analogien zur Moderne ziehen, nicht Abschnitt für Abschnitt, Phase für Phase die Entwicklung moderner Begriffe (oder Institutionen) mit denen der Antike gleichsetzen. Aber daß sich bisweilen das, was bei Thukydides, bei Sallust, was bei Tacitus geschrieben ist, wie eine Diagnose der Gegenwart liest, sei doch ausgesprochen. Oder, um ein Wort aus dem Westöstlichen Divan hierher zu ziehen: »Denn daß ein Wort nicht einfach gelte, das müßte sich wohl von selbst verstehn.«

# Münchener Universitätsreden

Neue Folge

---

- Heft 1:** Michael Schmaus, **Beharrung und Fortschritt im Christentum**  
Groß 8°. Mit einem Bild des Verfassers, 24 Seiten, geh. DM 1,50
- Heft 2:** Bruno Huber, **Das Prinzip der Mannigfaltigkeit in der belebten Natur**  
Groß 8°. 12 Seiten, geh. DM —,70
- Heft 3:** Hugo Grau, **Gedanken über die gegenwärtige Sicht der Anatomie am Beispiel des Nervensystems**  
Groß 8°. Mit 4 Abbildungen, 20 Seiten, geh. DM 1,20
- Heft 4:** Hans Nawiasky, **Max von Seydel**  
Groß 8°. 16 Seiten, geh. DM 1,—
- Heft 5:** Theodor Maunz, **Toleranz und Parität im deutschen Staatsrecht**  
Groß 8°. 16 Seiten, geh. DM 1,—
- Heft 6:** Aloys Wenzl, **Immanuel Kants bleibende Bedeutung**  
Groß 8°. 12 Seiten, geh. DM —,80
- Heft 7:** Karl von Frisch, **Symbolik im Reich der Tiere**  
Groß 8°. 14 Seiten, geh. DM 1,—
- Heft 8:** Alfred Marchionini, **Die moderne Klinik innerhalb der universitas litterarum**  
Groß 8°. 16 Seiten, geh. DM 1,—
- Heft 9:** Emil K. Frey, **Chirurgie, Forschung und Leben**  
Groß 8°. 12 Seiten, geh. DM 1,—
- Heft 10:** **Rede des Rektors Prof. Dr. Alfred Marchionini**  
Ehrenpromotion von Prof. Dr. Pasteur Vallery-Radot und  
**Rede des Herrn Professors Dr. Pasteur Vallery-Radot, Paris**  
Groß 8°. 16 Seiten, geh. DM 1,—
- Heft 11:** Erich Valentin, **Mozart in seiner und unserer Zeit**  
Groß 8°. 16 Seiten, geh. DM 1,—
- Heft 12:** Melchior Westhues, **Über den Schmerz der Tiere**  
Groß 8°. 16 Seiten — vergriffen



- Heft 13: **Feier des 150. Geburtstages von Adalbert Stifter**  
Hermann Kunisch, **Mensch und Wirklichkeit bei Adalbert Stifter**  
Groß 8°. 16 Seiten — vergriffen
- Heft 14: **Nikolaus Monzel, Was ist christliche Gesellschaftslehre?**  
Groß 8°. 24 Seiten, geh. DM 1,50
- Heft 15: **Die Schweizer Gastvorlesungen**  
vom 7. bis 9. Mai 1956 in der Universität München  
Groß 8°. 36 Seiten, geh. DM 2,50
- Heft 16: **Romano Guardini, Das Licht bei Dante**  
Groß 8°. 12 Seiten, geh. DM 1,—
- Heft 17: **Ansprache des Rektors Melchior Westhues beim 484. Stiftungsfest  
der Ludwig-Maximilians-Universität**  
Groß 8°. 12 Seiten, geh. DM 1,—
- Heft 18: **Friedrich Klingner, Würde der Dichtkunst**  
Groß 8°. 12 Seiten, geh. DM 1,—
- Heft 19: **Werner Leibbrand, Paul Matussek, Romano Guardini, Sigmund Freud**  
Gedenkfeier zur 100. Wiederkehr seines Geburtstages  
Groß 8°. 40 Seiten, geh. DM 2,50
- Heft 20: **Rudolf Pfeiffer, Von der Liebe zu den Griechen**  
Groß 8°. 24 Seiten, geh. DM 1,50
- Heft 21: **Egon Wiberg, Vom Stein der Weisen**  
Groß 8°. 20 Seiten, geh. DM 1,50
- Heft 22: **Alfred Marchionini, Selbstaufopferung im Dienste der praktischen  
und wissenschaftlichen Heilkunde**  
Groß 8°. 28 Seiten, geh. DM 2,—
- Heft 23: **Adolf Butenandt, Das Leben als Gegenstand chemischer Forschung**  
Groß 8°. 28 Seiten, geh. DM 2,—
- Heft 24: **Joseph Pascher, Die christliche Eucharistiefeier als dramatische Dar-  
stellung des geschichtlichen Abendmahles**  
Groß 8°. 16 Seiten, geh. DM 1,40
- Heft 25: **Friedrich Lütge, Geschichte, Wirtschaft, Wirtschaftsgeschichte**  
Groß 8°. 20 Seiten, geh. DM 1,60
- Heft 26: **Eugen Ulmer, Wege zu Europäischer Rechtseinheit**  
Groß 8°. 16 Seiten — vergriffen
- Heft 27: **Johannes Theodorakopoulos, Philosophie und Religion**  
Groß 8°. 16 Seiten, geh. DM 1,50

- Heft 28: Thrasybulos Georgiades, Sakral und Profan in der Musik**  
Groß 8°. 12 Seiten, vergriffen
- Heft 29: Julius Speer, Wald und Forstwirtschaft in der Industriegesellschaft**  
Groß 8°. 16 Seiten — vergriffen
- Heft 30: Jacques Albert Cottat, Die geistige Bedeutung Asiens und des Abendlandes füreinander**  
Groß 8°. 36 Seiten, geh. DM 2,80
- Heft 31: Wolfgang Clemen, Das Wesen der Dichtung in der Sicht moderner englischer und amerikanischer Dichter**  
Groß 8°. 20 Seiten, geh. DM 1,60
- Heft 32: Hans Liebmann, Biologisches Denken als Voraussetzung einer modernen Wasserwirtschaft**  
Groß 8°. 12 Seiten, geh. DM 1,20
- Heft 33: Hugo Kuhn, Rittertum und Mystik**  
Groß 8°. 14 Seiten, geh. DM 1,60
- Heft 34: Walter Rollwagen, Das Elektron der Physiker**  
Groß 8°. 13 Seiten, geh. DM 1,60
- Heft 35: Karl Engisch, Wahrheit und Richtigkeit im juristischen Denken**  
Groß 8°. 24 Seiten, geh. DM 2,—
- Heft 36: Gerhard Weber, Kinderheilkunde als Sonderfach der klinischen Medizin**  
Groß 8°. 16 Seiten, geh. DM 1,80
- Heft 37: Georg Schwaiger, Ignaz von Döllinger**  
Groß 8°. 18 Seiten, geh. DM 2,—
- Heft 38: Michael Schmaus, Das Paradies**  
Groß 8°. 30 Seiten, geh. DM 2,80
- Heft 39: Ludwig Kotter, Vom Recht des Tieres**  
Groß 8°. 14 Seiten, geh. DM 1,80
- Heft 40: Feodor Lynen, Über chemische Baupläne des Lebendigen**  
Groß 8°. 20 Seiten, geh. DM 2,—
- Heft 41: Wolfgang Stegmüller, Einheit und Problematik der wissenschaftlichen Welterkenntnis**  
Groß 8°. 22 Seiten, geh. DM 2,40
- Heft 42: Richard Dehm, Vorzeit und Leben**  
Groß 8°, 20 Seiten, geh. DM 2,—

**MAX HUEBER VERLAG MÜNCHEN**



